

# Poetische Zeitgenossenschaft

Sandro Zanetti

„Zeitgenossenschaft“ ist ein merkwürdiges Wort. Es wird meistens verwendet, um zu betonen, dass zwei oder mehrere Personen nicht nur zur selben Zeit gelebt haben, sondern durch die Zugehörigkeit zur selben Zeit auch etwas miteinander gemein haben sollen. Worin aber soll die Gemeinsamkeit genau bestehen, die durch das Wort „Zeitgenossenschaft“ unterstrichen wird? Ist die „Zeit“ im Wort „Zeitgenossenschaft“ ein Milieu der Verbindung? Sollte dem aber so sein, trifft Zeitgenossenschaft dann auf alle zu, die zu einer bestimmten Zeit, und egal wo, gelebt haben? Und meint „Zeit“ in diesem Fall schlicht kalendarische bzw. chronometrische „Gleichzeitigkeit“? Dann stünde allerdings das scheinbar Verbindende der Zeit auf einer sehr schmalen Basis. Oder meint „Zeit“ gerade das, was sich den Kalendern und Zeitmessern entzieht? Dann bliebe aber zu fragen, welche alternativen Zeitkonzeptionen mit der „Zeit“ einer „Zeitgenossenschaft“ gemeint sein sollen.

„Zeitgenossenschaft“ ist ein Wort, das meist im Sinne einer Erklärung ins Spiel gebracht wird. Dabei ist es doch selbst erklärungsbedürftig. Man sagt: A und B waren eben Zeitgenossen – voilà! Und man meint dabei: Es gibt offenbar etwas, das die beiden verbindet. Welcher Art diese Verbindung aber sein soll, worin sie genau genommen bestehen soll, wird durch die Rede von der „Zeitgenossenschaft“ eher verdeckt als erhellt. „Zeitgenossenschaft“ ist ein Deckwort. Es verschleiert, was es zu erklären verspricht. Und doch verspricht es etwas: dass es möglich ist, mit jemandem in der Zeit eine Verbindung einzugehen. Genosse der Zeit zu sein, bedeutet dabei auch, ja sogar zunächst, dass es möglich ist, der Zeit selbst verbunden zu sein, ihr zuzugehören. Diese Verbindung scheint die Voraussetzung für eine Genossenschaft nicht nur der Zeit gegenüber, sondern auch jenen gegenüber zu sein, denen man sich in der Zeit oder durch sie hindurch als „Zeitgenosse“ verbunden wissen oder fühlen kann. Erneut bleibt dann allerdings klärungsbedürftig, was es mit dem Wort „Zeit“ auf sich hat.

„O ihr Genossen meiner Zeit!“ – so lautet eine der Anreden in Friedrich Hölderlins *Hyperion*. Und die Anrede verbindet sich gleichzeitig mit einer Aufforderung:

fragt eure Ärzte nicht und nicht die Priester, wenn ihr innerlich vergeht! Ihr habt den Glauben an alles Große verloren; so müsst ihr hin, wenn dieser Glaube nicht wiederkehrt, wie ein Komet aus fremden Himmeln.<sup>1</sup>

Kann man aus diesen Zeilen etwas über Zeitgenossenschaft in Erfahrung bringen? Über poetische Zeitgenossenschaft? Soviel scheint jedenfalls klar: Die Zeitgenossen stehen in Hölderlins Text nicht bereits fest, sondern sie konstituieren sich erst dadurch, dass sie – im Medium der publik gemachten fiktionalen Briefe Hyperions an Bellarmin – *angesprochen* werden: „ihr Genossen meiner Zeit!“ Die Zeitgenossen sind hier jene, die sich erst durch die Ansprache, durch die Zeit der Ansprache und somit durch die Zeit, die durch die Literatur eröffnet und im weiten Sinne der *ποίησις* als poetische Zeit *geschaffen* wird, zu Zeitgenossen formieren. Sie tun dies allerdings nur so lange, wie sie sich, wie wir uns als Lesende, in der Ansprache als die Gemeinten tatsächlich wiederzuerkennen in der Lage sind. Die Zeitgenossen sind entsprechend deutlich als Vergängliche und Vergehende – „wenn ihr innerlich vergeht!“ – angesprochen.

Man kann, wenn man will, von diesen Zeilen recht viel über poetische Zeitgenossenschaft lernen: erstens dies, dass die Zeit der Poesie in jedem Fall, zumindest immer auch, eine Zeit ist, die durch die Poesie und die in ihr zur Sprache kommenden Stimmen erst eröffnet wird; zweitens dies, dass die Genossenschaft nie vorausgesetzt, sondern allenfalls erhofft werden kann. Denn die Genossen selbst sind prinzipiell, und zwar auf beiden bzw. allen Seiten, vergänglich.

Daran lässt sich die Frage nach dem Nexus zwischen der Vergänglichkeit der potentiellen Zeitgenossen und der Zeit der Ansprache knüpfen. Die Antwort lautet: Die potentiellen Zeitgenossen haben in der poetischen Kommunikationsstruktur nur dann Aussicht darauf, zu tatsächlichen, zu aktuellen Zeitgenossen zu werden, wenn die Ansprache wahrgenommen und die Zeit der Ansprache von den Angesprochenen auch als ‚ihre‘ Zeit wahr-

<sup>1</sup> Friedrich HÖLDERLIN, „Hyperion oder der Eremit in Griechenland“ (1797–1799), *Gedichte, Hyperion, Briefe*. 1794–1798, hg. Friedrich Seebass, Berlin: Propylen, <sup>3</sup>1943 (= *Sämtliche Werke* 2), 83–291, 135–136.

genommen wird. Zeitgenossenschaft wird, so gesehen, allerdings erst recht zu einem prekären Begriff. Denn sie besteht dann prinzipiell in einer Verbindung, die nie von aussen her erfasst, sondern immer nur von jenen Einzelnen her gedacht und empfunden werden kann, die sich selbst zu Zeitgenossen erklären können.

Wer eine Vielheit adressiert, wer auf ein ‚ihr!‘ zielt, kann immerhin darauf hoffen, dass sich aus dieser Vielheit heraus ein ‚ich‘ angesprochen fühlt – wobei es anschliessend darauf ankommt, dass die anfängliche affektive Regung nicht durch ein Identifikationsbestreben neutralisiert wird, sondern als irritierender Impuls, als zeitdurchgreifender Befremdungseffekt, der seinerseits Aufmerksamkeit stiftet, wahrgenommen und wachgehalten wird. Das wäre dann *eine* Möglichkeit, eine spezifische Form von Zeitgenossenschaft – durch historische Zeiten hindurch, im Medium der Literatur – denkbar werden zu lassen. Diese Möglichkeit unterscheidet sich von der geläufigen Rede über ‚Zeitgenossenschaft‘. Poetische Zeitgenossenschaft in dem eben skizzierten Sinne meint nicht die historische Gleichzeitigkeit zweier Individuen, die als Protagonisten der Literatur – als Autoren oder als Figuren – in Erscheinung treten und nachträglich einer gemeinsamen Zeit zugordnet werden können. Poetische Zeitgenossenschaft meint vielmehr das In-Verbindung-Treten zweier oder mehrerer Individuen durch diejenige Zeit, die durch Literatur in ihrer Medialität erst eröffnet wird: zwischen (realen oder erfundenen) Schreibern und (realen oder erfundenen) Lesern.<sup>2</sup> Die Zeit der poetischen Zeitgenossenschaft ist eine Sprachzeit, und sofern Literatur im Medium der Schrift stattfindet, handelt es sich um eine Schriftzeit.

Schriftzeit ist beharrliche Zeit. Sie hält an, solange es Geschriebenes gibt, so lange dieses sich erhält und lesbar ist. Sie besteht, so lange sich jemand durch Geschriebenes als angesprochen erfahren kann. Schriftzeit ist jedoch nicht einfach eine Zeit der Verbindung. Vielmehr und zunächst ist es eine Zeit der Trennung – Absender und Adressat sind in ihr nie simultan gegenwärtig. Aussicht auf

<sup>2</sup> Damit ist auch gesagt, dass Zeitgenossenschaft im konventionellen, historisch festgelegten Sinn keine gute Basis für die Analyse literarischer Texte bietet, verkennt die Konzentration auf historische Gleichzeitigkeit doch – zumindest tendenziell – die Berührungspunkte, die zwischen Texten und den in ihnen wirksamen Rezeptionen, Anschlüssen und Absatzbewegungen tatsächlich am Werk sind. Gegen bloss historische Zeitgenossenschaft als vermeintliches Argument der Literaturwissenschaft hat bereits – im Hinblick auf Hölderlin und den deutschen Idealismus – Monika Kasper hieb- und stichfest argumentiert. Vgl. Monika KASPER, „Das Gesetz von allen der König“. *Hölderlins Anmerkungen zum Oedipus und zur Antigonä*, Würzburg: Königshausen & Neumann, 2000, 188.

Zeitgenossenschaft haben sie nur dadurch, dass sie beide, doch voneinander getrennt, an der Schriftzeit teilhaben.<sup>3</sup>

Dass die Zeit der Schrift gerade dort, wo sie Gegenwart festzuhalten und aufzuheben verspricht, am schärfsten als Trennung manifest wird, hat niemand klarer gesehen als Georg Wilhelm Friedrich Hegel, der Freund – um nicht zu sagen: Zeitgenosse – Friedrich Hölderlins.<sup>4</sup> Es gibt in der *Phänomenologie des Geistes* eine Passage, die man als Ur-Szene der Hegelschen Dialektik verstehen kann und die sich zudem als Fingerzeig auf die eben angedeuteten Probleme lesen lässt, Gegenwart im Medium der Schrift festzuhalten und aufzuheben – ein Phantasma, das jedem naiven Verständnis von Zeitgenossenschaft zugrunde liegt. Diese Ur-Szene ist zugleich eine Schreib-Szene, d. h. zuerst eine Schreib-Szene, dann eine Lese-Szene. Was Hegel ausführt, hat den Charakter einer Versuchsanordnung. Hegel schreibt:

Auf die Frage: *was ist das Jetzt?* antworten wir [...] zum Beispiel: *das Jetzt ist die Nacht*. Um die Wahrheit dieser sinnlichen Gewißheit zu prüfen, ist ein einfacher Versuch hinreichend. Wir schreiben diese Wahrheit auf; eine Wahrheit kann durch Aufschreiben nicht verlieren; ebenso wenig dadurch, daß wir sie aufbewahren.<sup>5</sup>

So weit so gut. Doch man ahnt es schon, die Katastrophe folgt nur wenig später. Hegel fährt fort:

Sehen wir *jetzt, diesen Mittag*, die aufgeschriebene Wahrheit wieder an, so werden wir sagen müssen, daß sie schal geworden ist. Das Jetzt, welches die Nacht ist, wird *aufbewahrt*, d. h. es wird behandelt als das, für was es ausgegeben wird, als ein *Seiendes*; es erweist sich aber vielmehr als ein Nichtseiendes. Das *Jetzt* selbst erhält sich wohl, aber als ein solches, das nicht Nacht ist [...]. Dieses sich erhaltende

3 Vgl. dazu Jean-Luc NANCY, *Corpus*, übers. Nils Hodyas und Timo Obergöker, Zürich: diaphanes, 2003, 48: „Am Ende rührt Ihr Auge an die gleichen Schriftzüge, die das meine nun berührt, und Sie lesen, was ich geschrieben habe, und ich schreibe Ihnen. *Irgendwo* hat das Statt“.

4 Die folgenden Passagen zu Hegel sind zum Teil bereits abgedruckt in: Sandro ZANETTI, „Welche Gegenwart? Welche Literatur? Welche Wissenschaft? Zum Verhältnis von Literaturwissenschaft und Gegenwartsliteratur“, in: Paul Brodowsky und Thomas Klupp (Hgg.), *Wie über Gegenwart sprechen? Überlegungen zu den Methoden einer Gegenwartsliteraturwissenschaft*, Frankfurt am Main: Peter Lang, 2010, 13–29. Dieser frühere Aufsatz überschneidet sich an diesem Punkt mit dem vorliegenden, der allerdings mit der Frage nach den Möglichkeiten einer poetischen Zeitgenossenschaft ein genauer umgrenztes Feld erörtert. Der vorliegende Aufsatz formuliert gleichzeitig den theoretischen Aufriss aus, der den vorangegangenen Überlegungen zur Methodologie einer Gegenwartsliteraturwissenschaft erst implizit zugrunde lag.

5 Georg Wilhelm Friedrich HEGEL, *Phänomenologie des Geistes* (1807), hg. Johannes Hoffmeister, Hamburg: Meiner, 1952, 81.

Jetzt ist daher nicht ein unmittelbares, sondern ein vermitteltes; denn es ist als ein bleibendes und sich erhaltendes *dadurch* bestimmt, daß anderes, nämlich der Tag und die Nacht, nicht ist.<sup>6</sup>

Das Jetzt erhält sich Hegel zufolge also nur dadurch, dass es permanent negiert, wofür es einmal gestanden haben wird. Das Jetzt rast fort und vernichtet, was es hinter sich lässt. Und was es bewahrt, kann es nur als Vermitteltes bewahren, was aber vermittelt ist (die Nacht oder der Tag durch das Jetzt, das immer fortschreitet), ist durch die Vermittlung nur als Vernichtetes zu bewahren. Es ist aufgehoben im mindestens doppelten Sinne: aufbewahrt und zerstört – und nur als Zerstörtes aufbewahrt. Das Jetzt wird dadurch selbst zu einem nichtenden und selbst nichtigen Jetzt.

Eine Konsequenz, die man aus dieser Stelle bei Hegel ziehen kann, wäre die zu sagen, dass es jeglichem Schreiben und somit auch demjenigen der Literatur prinzipiell unmöglich sei, das Jetzt – das heisst: eine durch ein jeweiliges Jetzt bestimmte Gegenwart – festzuhalten und aufzubewahren, ohne dass durch das Festhalten und Aufbewahren der Moment, der festgehalten werden soll, zugleich zerstört wird. Eine solche Sicht der Dinge bliebe allerdings ihrerseits befangen in einer Orientierung an dem, was im Schreiben zugleich vorausgesetzt und überwunden wird: die jeweils leitenden Interessen, Gesichtspunkte und Vorstellungen. Demgegenüber bleibt zu betonen, dass es der Literatur durchaus möglich ist, Ereignisse und Zustände zu evozieren, die keine Rückvergewisserung (oder Verunsicherung) in einer wie auch immer konzipierten direkten Voraussetzung benötigen, sondern die allein im Effekt einer gegenwärtigen Lektüre aufgehen sollen, und eine solche Lektüre kann aufgrund des einmal Geschriebenen immer wieder von Neuem stattfinden. Für diesen Effekt zählt dann nicht, ob er wahr oder falsch ist, sondern nur, ob er in der Lektüre stattfindet und somit gegenwärtig wird – oder ob er dies nicht tut. Im Falle der Hegelschen Versuchsanordnung genügt es, den Satz „Jetzt ist die Nacht“ oder „Jetzt ist der Tag“ einmal zu lesen – und dann die Augen zu schliessen, um seinen gegenwärtigen Effekt ermessen zu können. Das ist wenig, aber immerhin, es ist ein Anfang.

Es ist jener Anfang, der sich in Hölderlins „O ihr Genossen meiner Zeit!“ bereits angekündigt hat. Die Zeit der Schrift ist zwar retrospektiv eine Zeit der Vernichtung, eine Zeit die – wie im rückwärtsgewandten Blick des Engels der Geschichte bei Walter

<sup>6</sup> Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, 81.

Benjamin – nichts als Schutt und Trümmer hinter sich lässt.<sup>7</sup> Prospektiv kann die Zeit der Schrift aber auch als Zeit der Eröffnung einer anderen Gegenwart verstanden werden, als Zeit einer möglichen Begegnung, als Zeit der Ansprache, durch die jemand gegenüber dem Geschriebenen zum Zeitgenossen werden kann.

Zwischen der Einsicht in die Zerstörungsqualität von Sprache und von Schrift im besonderen und der Hoffnung, die im Einzelfall stets prekäre, weil nicht kontrollierbare Möglichkeit einer affizierenden Ansprache gegenüber einem Anderen könne sich realisieren, bewegen sich die poetologischen Überlegungen Paul Celans. Explizit werden diese Überlegungen vor allem in den beiden Reden, die Celan anlässlich der Verleihung der Literaturpreise von Bremen (Bremer Literaturpreis 1958) und Darmstadt (Georg-Büchner-Preis 1960) hält. Davor und danach finden sich Spuren dieser Überlegungen aber auch andernorts: in den Gedichten, zudem in den überlieferten Materialien, die Auskunft über Celans Arbeitsweise geben. So strich Celan sich in seiner *Hyperion*-Ausgabe die zuvor hervorgehobene (und hier nach dem Exemplar in Celans Bibliothek zitierte) Stelle an und trat somit selbst in eine Art Begegnung mit diesem Text. Die heute noch lesbare Markierung ist selbst eine Form der Antwort auf die Ansprache in Hölderlins Text: „O ihr Genossen meiner Zeit!“

Poetische Zeitgenossenschaft findet dort statt, wo jemand die Ansprache eines Textes erwidert und somit in ein antwortendes Verhältnis zu ihm tritt, wobei das Verhältnis eines der geteilten Zeit im bzw. ausgehend vom Medium der Schrift ist. Celan hat in seiner Bibliothek auch mehrere Bücher von Hegel stehen gehabt, die *Phänomenologie des Geistes* sogar in zwei verschiedenen Ausgaben (die eine davon wurde hier, wie beim Hölderlin-Zitat, als Zitatgrundlage verwendet). Rund um die Stelle mit der Wahrheit der sinnlichen Gewissheit finden sich zwar keine Markierungen. Doch kann hier von einer anderen Form der Antwort ausgegangen werden: Die poetologischen Überlegungen, die Celan insbesondere im *Meridian* – der Darmstädter Rede vom 2. Oktober 1960 an-

7 Walter BENJAMIN, „Über den Begriff der Geschichte“ (1940), *Gesammelte Schriften* 1.2, hg. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1972, 691–704, 697: „Der Engel der Geschichte [...] hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor *uns* erscheint, da sieht *er* eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert“. Zur ‚weltvernichtenden‘ Qualität von Sprache und von Schrift im besonderen im Anschluss an Hegel, Mallarmé und Blanchot vgl. ausführlicher Andreas GELHARD, *Das Denken des Unmöglichen. Sprache, Tod und Inspiration in den Schriften Maurice Blanchots*, München: Fink, 2005, 47–127, bes. 78–88.

lässlich der Verleihung des Georg-Büchner-Preises – explizit gemacht hat, antworten jedenfalls direkt auf das *Problem*, das Hegel in der *Phänomenologie des Geistes* benannt und erkannt hat. Ihren Brennpunkt finden die Überlegungen zur Zeit des Gedichts in Celans Erörterung der „Daten“, von denen her und auf die hin ein Gedicht bestimmt sein soll. Diese doppelte zeitliche Bestimmung ausgehend von mindestens zwei Daten ist für Celans Poetik zentral. Entsprechend geht es im *Meridian* zum einen um diejenigen Daten, die einem Gedicht als – bestimmende, vergangene, dem Hegelschen Denken zufolge einer Aufhebung offenstehende – Daten vorausgehen. Zum anderen geht es – der Hölderlinschen Spur folgend – um diejenigen Daten, auf die hin ein Gedicht lesbar bleibt, indem es sich auf sie als künftige Daten ausrichtet.

Ausgangspunkt der Überlegungen Celans bilden zunächst die vorangegangenen Daten eines Gedichts: das, was einem Gedicht – im Wortsinn des ‚Datums‘ – ‚gegeben‘ ist (*datum est*), indem es ihm als prägendes Ereignis vorausgeht. Celan betreibt in diesem Zusammenhang eine Engführung des phänomenologischen, unter anderem an Husserls *Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins*<sup>8</sup> geschulten Datumbegriffs (das Datum als Sinnesdatum) mit einer Kritik an der kalendarischen Datumskonzeption, die auf einer kreisförmigen Wiederkehr von Jahresdaten beruht. Der „20. Jänner“, an dem Lenz – Georg Büchners „Lenz“, aber auch der historische Lenz – „durchs Gebirg ging“, bildet das Bezugsdatum der Überlegungen Celans.<sup>9</sup> Der „20. Jänner“ ist der Tag, an dem Lenz – 1778 – dem Wahnsinn näherkam, es ist aber auch das Datum, an dem – 1942 – an der Wannseekonferenz die Vernichtung der europäischen Juden beschlossen wurde.<sup>10</sup> So fern diese Daten einander auch historisch und von den assoziierten Ereignissen her sind, sie stehen doch beide, und dafür interessiert Celan sich, für radikale, existentielle Bedrohungen, darüber hinaus aber auch für die Bedrohung, die mit der Nennung des Datums selbst einhergeht: der nochmaligen Vernichtung des Geschehenen durch die Aufhebung im Wort, in der Ziffer, in der nackten Zahl.

8 Edmund HUSSERL, *Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins*, hg. Martin Heidegger, Halle: Niemeyer, 1928. Die Markierungen in Celans Exemplar der *Vorlesungen* sowie die Husserl-Verweise in den Notizen zum *Meridian* belegen die intensive Auseinandersetzung Celans mit dem phänomenologischen Datumbegriff.

9 Paul CELAN, „Der Meridian“ (1960), *Gesammelte Werke in fünf Bänden*, hg. Beda Allemann und Stefan Reichert, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1983, Bd. 3 [= GW 3], 187–202, 194.

10 Vgl. hierzu näher: Sandro ZANETTI, „zeitoffen“. *Zur Chronographie Paul Celans*, München: Fink, 2006 (= *Zur Genealogie des Schreibens* 6), 112.

Celan sucht diese Momente auf. Aber er sucht sie auf, um an ihnen jeweils das zu verdeutlichen, was der blossen Nennung als singulärer Rest gerade entgeht und was sich vielleicht bestenfalls durch ein Stottern der Sprache – Dichtung – artikulieren lässt: die Notwendigkeit der Erinnerung an das Singuläre, demgegenüber es so etwas wie Zeitgenossenschaft geben soll, im gleichzeitigen Wissen um die Unmöglichkeit, etwas Singuläres im Medium der prinzipiell Allgemeinheit implizierenden Sprache bewahren zu können. Versucht man dem im *Meridian* skizzierten Gedankengang zu folgen, dann besteht die einzige Möglichkeit, aus diesem Dilemma hinauszukommen, im Versuch einer Öffnung der Sprache auf das, was durch sie von einem Anderen her – ihr gegenüber – allenfalls erhofft werden kann: indem Sprache als Ansprache konzipiert wird. Sprache bleibt dann nicht nur, tendenziell stumm, an denjenigen Daten orientiert, die ihr vorausgehen, sondern sie wird, sobald es sich um artikulierte, wahrnehmbare, hörbare oder lesbare Sprache handelt, auch zu einer Sprache, die auf künftige Daten hin offen ist, wobei sie diese Öffnung nötig hat, wenn sie – auch, damit Erinnerung überhaupt stattfinden kann – in irgendeiner Weise von Relevanz sein soll.

Die entscheidende Passage der Rede ist folgende: „Das Gedicht [...] bleibt seiner Daten eingedenk, aber – es spricht“.<sup>11</sup> Entscheidend ist das „aber“, denn es markiert genau den Punkt der Umkehr und des Einspruchs gegen ein Konzept des Eingedenkens, das den Blick bloss zurückwendet und das notwendig (wie der Gedankenstrich zwischen dem „aber“ und dem „es“) stumm bleiben müsste, wenn es nur rückwärtsorientiert wäre. Wo es aber Sprache gibt, das ist die implizite, aber weitreichende These des Satzes, gibt es auch die (wenn auch vielleicht nur minimale) Möglichkeit einer Zukunftsoffenheit, einer Zeitoffenheit, die auch eine Begegnung mit einem Anderen und in dem Sinne auch so etwas wie poetische Zeitgenossenschaft denkbar werden lässt.<sup>12</sup> – Die Stelle lautet im Kontext wie folgt:

Vielleicht darf man sagen, daß jedem Gedicht sein „20. Jänner“ eingeschrieben bleibt? Vielleicht ist das Neue an den Gedichten, die

<sup>11</sup> GW 3, 196.

<sup>12</sup> Derrida hat sich in seiner *Meridian*-Lektüre lange an diesem „aber“ aufgehalten und dabei folgenden Kommentar formuliert: „Das *Aber* scheint das Sprechen des Gedichts über das Datum hinauszutragen: Wenn das Gedicht an ein Datum erinnert, [...] so redet dieses Gedicht ja dennoch! Es spricht zu allen, zum Anderen, zu jedem, der nicht die Erfahrung oder das Wissen um solcherart datierte Einzigartigkeit mit ihm teilt [...]“. Jacques DERRIDA, *Schibboleth. Für Paul Celan*, übers. Wolfgang Sebastian Baur, Graz-Wien: Böhlau, 1986, 21.



heute geschrieben werden, gerade dies: daß hier am deutlichsten versucht wird, solcher Daten eingedenk zu bleiben?

Aber schreiben wir uns nicht alle von solchen Daten her? Und welchen Daten schreiben wir uns zu?

Aber das Gedicht spricht ja! Es bleibt seiner Daten eingedenk, aber – es spricht. Gewiß, es spricht immer nur in seiner eigenen, aller-eigensten Sache.

Aber ich denke – und dieser Gedanke kann Sie jetzt kaum überraschen –, ich denke, daß es von jeher zu den Hoffnungen des Gedichts gehört, gerade auf diese Weise auch in fremder – nein, dieses Wort kann ich jetzt nicht mehr gebrauchen –, gerade auf diese Weise in eines Anderen Sache zu sprechen – wer weiß, vielleicht in eines ganz Anderen Sache.

Dieses „wer weiß“, zu dem ich mich jetzt gelangen sehe, ist das einzige, was ich den alten Hoffnungen von mir aus auch heute und hier hinzuzufügen vermag.

Vielleicht, so muß ich mir jetzt sagen, – vielleicht ist sogar ein Zusammentreffen dieses „ganz Anderen“ – ich gebrauche hier ein bekanntes Hilfswort – mit einem nicht allzu fernen, einem ganz nahen „anderen“ denkbar – immer und wieder denkbar. Das Gedicht verweilt oder verhofft – ein auf die Kreatur zu beziehendes Wort – bei solchen Gedanken.<sup>13</sup>

Angesprochen ist mit diesen Zeilen also das Verhältnis des Gedichtes zu seiner Zukunft. Das Zusammentreffen des Gedichtes „mit einem nicht allzu fernen, einem ganz nahen „anderen““ wäre eine Form von Zeitgenossenschaft. Diese Zeitgenossenschaft, die durch das Gedicht als Medium einer Begegnung von (mindestens) zwei Beteiligten eröffnet wird, besteht allerdings, wenn es sie geben sollte, in einer radikalen Ungleichzeitigkeit – zwischen Autor und Leser sowieso, aber auch zwischen dem Autor und dem Gedicht und zwischen dem Gedicht und dem Leser (sowie zwischen allen weiteren denkbaren Beteiligten).

In einer Notiz zum *Meridian* hält Celan fest: „das Gedicht hat den Charakter der – auf ein nahes oder fernes Auge wartenden – Inschrift“.<sup>14</sup> Als Schrift ist das Gedicht auf zwei Abwesenheiten hin offen. In einer weiteren Notiz zum *Meridian* ist zu lesen:

Freud, Unbehagen S. 49: „Die Schrift ist ursprüngl. die Sprache des Abwesenden“ [...] = Im Gedicht, und das Gedicht ist, als Schrift, „Sprache eines Abwesenden“, tritt ein Abwesender an dich, den

<sup>13</sup> GW 3, 196f.

<sup>14</sup> Paul CELAN, *Der Meridian. Endfassung. Entwürfe. Materialien*, hg. Bernhard Böschstein und Heino Schmuß, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1999, 98 [Nr. 196].

noch Abwesenderen heran. Der Gedanke, die Begegnung der Abwesenden könnte ausbleiben, liegt nahe.<sup>15</sup>

In der Endfassung der Rede schliesslich rückt die Frage in den Vordergrund, ob nicht jede Ansprache des Gedichts auch bereits Konstitution des Gegenübers bedeute.<sup>16</sup> Mit anderen Worten: Wer als etwas Bestimmtes – als Du, als Freund, als Feind etc. – angesprochen wird, der bleibt einer solchen Ansprache und den in ihr getätigten Bestimmungen zunächst einmal ausgesetzt. Zudem kommt eine Ansprache ihrerseits nicht darum hin, zu nennen und somit ebenfalls eine Form von Aufhebung – eine proleptische Aufhebung im Unterschied zu einer retroaktiven<sup>17</sup> – zu betreiben. Das gilt auch für Hölderlins „O ihr Genossen meiner Zeit!“

Die Frage, die sich also stellt, und Celan diskutiert diese Frage in und im Umkreis der zitierten Stelle aus dem *Meridian*, ist die, ob es einem Gedicht möglich ist, trotz – oder gerade aufgrund – der Tatsache, dass es nur in „seiner eigenen, allereigensten Sache“, also nicht frei von vereinnahmender Aufhebung sprechen kann, auch „in eines Anderen Sache zu sprechen“. Es ist Celans Text insgesamt anzumerken, dass diese Frage nicht leichtfertig beantwortet wird, wenn sie denn überhaupt beantwortet wird. Der abgehackte Stil, die Unterbrechungen und Einschübe, die Fragen, die offen bleiben und schliesslich die Häufung des Wortes „vielleicht“ – das alles sind Hinweise darauf, dass die Fragen, die Celan stellt, als solche von Gewicht sind, dass sie also nicht daraufhin angelegt sind, gleich beantwortet zu werden, sondern dass sie als Irritationen, und zwar in betonter Weise, bestehen bleiben. Zugleich scheint mit diesen Betonungen ein Weg skizziert, *wie* eine Ansprache – denn auch der *Meridian* ist eine Ansprache: „Meine Damen und Her-

15 Celan, *Der Meridian. Endfassung*, 136 [Nr. 458]. In seinem Exemplar von Sigmund Freuds *Das Unbehagen in der Kultur* (datiert auf den 4. Oktober 1959) unterstreicht Celan auch den entsprechenden Satz: „Die Schrift ist ursprünglich die Sprache des Abwesenden“. Sigmund FREUD, *Das Unbehagen in der Kultur* (1930), Wien: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, <sup>2</sup>1931, 49.

16 „Das Gedicht [...] wird Gespräch – oft ist es verzweifelt Gespräch. / Erst im Raum dieses Gesprächs konstituiert sich das Angesprochene, versammelt es sich um das es ansprechende und nennende Ich. Aber in diese Gegenwart bringt das Angesprochene und durch Nennung gleichsam zum Du Gewordene auch sein Anderssein mit“ (GW 3, 198).

17 Die Unterscheidung zwischen einer ‚proleptischen‘ und einer ‚retroaktiven‘ Aufhebung ist heuristischer Art. ‚Retroaktiv‘ impliziert den Aspekt, dass Sprache *Vergangenes* durch Nennung aufzuheben in der Lage ist: Das Vergangene wird auf diese Weise (wenn auch nur als etwas Aufgehobenes, sprachlich Vernichtetes) aktiviert, es wird auf diese Weise erhalten und zugänglich gemacht. ‚Proleptisch‘ hingegen verfährt Sprache dort, wo die Nennung etwas *Zukünftiges* betrifft: Diesem widerfährt im Akt der Nennung eine Art vorweggenommener Aufhebung dadurch, dass seine Erwidlungsmöglichkeiten systematisch (indem es auf eine bestimmte Art angesprochen wird) ausgeschaltet scheinen.

ren!“<sup>18</sup> – das Problem der Vereinnahmung durch den Sprechakt *möglicherweise* verhindern kann.

Der erklärte Anspruch an die Dichtung besteht Celan zufolge jedenfalls darin, die Zeit des Anderen mitsprechen zu lassen. „Noch im Hier und Jetzt“ soll das Gedicht „das ihm, dem Anderen, Eigenste, mitsprechen“ lassen: „dessen Zeit“.<sup>19</sup> Gelingen kann dies, falls überhaupt, nur dann, wenn die Struktur der Ansprache selbst angegriffen, wenn sie aufgebrochen und somit geöffnet wird. So gesehen sind Celans Gedichte nichts anderes als Arbeiten an solchen Öffnungen. Beliebigkeit ist damit nicht gemeint, sondern gemeint ist damit die Arbeit an einer Sprache, die um das von Hegel diagnostizierte Problem einer Aufhebung durch Nennung weiss, gleichzeitig aber in der Spur Hölderlins die „vielleicht“ verbliebenen Chancen einer Poetik der Evokation und Adressierung stark zu machen versucht. Bei Celan ist das Nachdenken über diese Chancen mit einem existenziell-sprachkritischen Zweifel belegt, der mit jedem Versuch, so etwas wie eine poetische Zeitgenossenschaft erfahrbar zu machen, stets mitartikuliert wird: indem eine solche Zeitgenossenschaft als grundsätzlich fragil, ja als unwahrscheinlich oder zumindest als unselbstverständlich markiert wird.

Das Problem besteht auch ganz grundsätzlich darin, dass ein Gedicht zwar so formuliert werden kann, dass eine Ansprache stattfindet, ob eine solche Ansprache aber auch erhört und erwidert wird, kann von einem Gedicht nicht bereits antizipiert werden (zuma es dann ein totalitäres und kein dialogisches Gedicht wäre). Es hängt schliesslich auch von der Rezeption und der darin an den Tag gelegten Bereitschaft ab, ob ein Gedicht eine solche Zuwendung erfährt. Ein Gedicht kann eine solche Zuwendung allenfalls provozieren. Entsprechend formuliert Celan im *Meridian* bündig, dass „das Gedicht“ sich „jenes Andere“ als „erreichbar, als freizusetzen, als vakant vielleicht“ und dabei ihm „zugewandt denkt“.<sup>20</sup> Eingeräumt ist damit übrigens auch, dass eine solche Zuwendung nicht nur von Menschen aus erfolgen kann: „Jedes Ding, jeder Mensch ist“ Celan zufolge „dem Gedicht, das auf das Andere zuhält, eine Gestalt dieses Anderen“.<sup>21</sup>

18 GW 3, 187.

19 GW 3, 199. Das ‚Allereigenste‘ des (anscheinend bloss in seiner „allereigensten Sache“ sprechenden) Gedichts tritt Celan zufolge also mit dem „Eigenste[n]“ des „Anderen“ zusammen („dessen Zeit“). Es liegt nahe, in der beidseitigen Übersteigerung des Eigenen – zum Eigensten bzw. Allereigensten – einen gemeinsam geteilten Bereich der Transgression zu sehen, der auch für poetische Zeitgenossenschaft elementar ist.

20 GW 3, 198.

21 GW 3, 198.

Man mag sich fragen, ob diesen Sätzen in ihrem Abstraktionsgrad noch gut argumentativ begegnet werden kann, zumal sie auch von letztlich schwer nachprüfbar behauptungen durchsetzt sind (das beginnt bereits mit der Rede von ‚dem‘ Gedicht, ein Problem, das Celan im Verlauf der Rede allerdings selbst bemerkt und zu klären versucht<sup>22</sup>). Hier hilft es, zum einen davon auszugehen, dass Celans Ausführungen, die explizit poetologischen Charakter haben, selbst auch als poetische Zeugnisse zu lesen sind, zum anderen davon, dass sie in einem dialogischen Verhältnis zu den im engeren Sinne poetischen Arbeiten stehen, den einzelnen Gedichten, die allerdings ihrerseits nie frei von poetologischen Erwägungen sind. Es lässt sich hier weiterkommen, wenn man die konkreten Du-Ansprachen, die sich in Celans Gedichten zuhauf finden, genauer in den Blick nimmt. Denn dann wird klar, dass diese Ansprachen tatsächlich an jenen Fragen weiterarbeiten bzw. diese vorwegnehmen, die Celan im *Meridian* explizit gemacht hat.

Auch die ganz praktischen Datierungsfragen gewinnen hier eine eigene Relevanz: Spätestens seit den Plagiatsbeschuldigungen von Claire Goll, also ab dem Ende der 1950er Jahre, beginnt Celan, die Entwürfe zu seinen Gedichten akribisch zu datieren, wobei er die Daten für die Publikation in der Regel wieder tilgt. Es handelt sich dabei ganz konkret um den Versuch, zum einen die Daten zu bewahren, die für ein Gedicht im Zuge des Schreibprozesses als Notationsmomente bestimmend geworden sind, gleichzeitig aber – was die Tilgung angeht – um den Versuch, das Gedicht zum Schluss, beim Schritt zur Publikation, wieder zu öffnen auf diejenigen zukünftigen Daten hin, die sich – „immer wieder einmal und nur jetzt und nur hier“<sup>23</sup> – als bestimmende Daten der Lektüre herausstellen sollen.

Dass es *vor* all diesen Daten diejenigen katastrophischen Momente und deren Daten gibt, die Celan in seinen Gedichten aufsucht – oder von denen diese traumatisch heimgesucht werden – und die in den Gedichten und darüber hinaus in der Lektüre erinnert werden sollen, bildet die Prämisse der dichterischen Unternehmungen Celans. Von ihnen ausgehend werden Brücken in die

22 „Meine Damen und Herren, wovon spreche ich denn eigentlich, wenn ich [...] vom Gedicht – nein, von *dem* Gedicht spreche? / Ich spreche ja von dem Gedicht, das es nicht gibt! / Das absolute Gedicht – nein, das gibt es gewiß nicht, das kann es nicht geben! / Aber es gibt wohl, mit jedem wirklichen Gedicht, es gibt, mit dem anspruchslosesten Gedicht, diese unabweisbare Frage, diesen unerhörten Anspruch“ (GW 3, 199) – nämlich die Frage nach dem Anderen und den Anspruch, dessen Zeit „mitsprechen“ zu lassen.

23 GW 3, 199.

Zukunft geschlagen, Möglichkeiten eines künftigen Zurückkommens auf das bereits Erarbeitete und Erinnernte geschaffen.<sup>24</sup> Bei aller Orientierung an der Vergangenheit ist die Stossrichtung des Projektes, das Celan verfolgt, ein radikal zukunftsoffenes. Alles hängt letztlich davon ab, ob es eine Zukunft gibt, eine künftige Gegenwart, die in einen Dialog mit dem Überlieferten und somit auch mit den Gedichten tritt.

Das gilt auch für das Konzept einer poetischen Zeitgenossenschaft, die man, wie hier vorgeschlagen, ausgehend von den zitierten Stellen bei Hölderlin, Hegel und Celan starkmachen kann. Es handelt sich dabei um ein Konzept poetischer Zeitgenossenschaft, das die *zukunftsoffene* Dimension betont, den Aspekt also, dass auch gegenwärtige Zeitgenossenschaft darauf angewiesen ist, bemerkbar werden zu können, wenn sie künftig wahrgenommen werden können soll. Noch nicht beantwortet ist damit die Frage, wie man sich eine poetische Zeitgenossenschaft vorstellen soll, die sich mit ihrer jeweiligen Gegenwart auseinandersetzt, die also zunächst einmal *gegenwartsoffen* sein muss, wenn sie zukunfts offen werden soll. Dasselbe gilt im übrigen für eine vergangenheitsoffene Zeitgenossenschaft, doch bleibt hier wohl vorauszusetzen, dass auch die Vergangenheit in einer jeweiligen Gegenwart erinnert werden oder diese zumindest durchkreuzen muss, wenn sie als poetische Zeitgenossenschaft zugleich zukunfts offen sein soll. Es stellt sich also auch hier die Frage, was man unter einer gegenwartsoffenen poetischen Zeitgenossenschaft verstehen könnte.

Celan hat im *Meridian* diesbezüglich ein paar Hinweise gesetzt, indem er davon ausging, dass das Gedicht stets das Gedicht eines „Wahrnehmenden, dem Erscheinenden Zugewandten, dieses Erscheinende Befragenden und Ansprechenden“ sei.<sup>25</sup> Zudem attestierte er dem Gedicht eine „Aufmerksamkeit“, die es „allem ihm Begegnenden zu widmen“ versuche, das Gedicht verfüge über einen „schärfere[n] Sinn für das Detail, für Umriß, für Struktur, für Farbe“.<sup>26</sup> Kann man davon ausgehend zu einer

24 Die Zukunfts Offenheit ergibt sich daraus, dass die Daten bei Celan letztlich nur am Rande die Funktion einer chronologischen Einordnung haben, sondern (selbst und gerade dort, wo sie exzessiv gesetzt bzw. thematisiert werden) als Hinweise darauf fungieren, dass sich an ihnen ein ungelöstes Problem dokumentiert, wobei die Gedichte oder die entsprechenden Erörterungen dann genau dem gelten, was durch das Datum selbst nicht gesagt werden kann. Derrida setzt die Einsicht in die Unverlässlichkeit eines jeden Datums bereits voraus, wenn er schreibt: „Ein Datum ist verrückt: es ist niemals das, was es ist oder was es sagt, daß es sei; es ist immer mehr oder weniger das, was es ist“ (Derrida, *Schibboleth*, 82). Zu den ‚verrückten‘ Daten des späten Hölderlin ist es von hier aus nicht weit.

25 GW 3, 198.

26 GW 3, 198.

genaueren Bestimmung der gegenwartsoffenen Dimension poetischer Zeitgenossenschaft gelangen? Angesprochen ist damit die Frage, in welchem Bezug ein Schriftsteller zu seiner Gegenwart steht, wie er diese Gegenwart in seinen Texten bezeugen und wie er somit zum Zeitgenossen in dem Sinne werden kann, dass er als *seiner Zeit zugehörig* angesehen werden kann.

Giorgio Agamben hat in seiner 2006 gehaltenen und kürzlich auch in deutscher Übersetzung erschienenen Vorlesung „Che cos'è il contemporaneo?“ diese Frage wie folgt zu beantworten versucht:

Der Gegenwart zeitgenössisch, ihr wahrhaft zugehörig ist derjenige, der weder vollkommen in ihr aufgeht noch sich ihren Erfordernissen anzupassen versucht. Insofern ist er unzeitgemäß; aber ebendiese Abweichung, dieser Anachronismus erlauben es ihm, seine Zeit wahrzunehmen und zu erfassen.<sup>27</sup>

Darüber hinaus geht Agamben ebenfalls davon aus, dass Zeitgenossenschaft zukunfts offen ist, dass es also auch so etwas wie eine nachträgliche Zeitgenossenschaft gibt, die etwa in der Lektüre von bereits bestehenden Texten – d. h. ihnen gegenüber – praktiziert werden kann: „Zeitgenossenschaft“ verlangt Agamben zufolge, „dass wir den untersuchten Texten und Autoren gleichzeitig sind“.<sup>28</sup> So werde es schliesslich auch möglich, zu „Zeitgenossen all dieser Texte“ zu werden.<sup>29</sup>

Doch was soll das genau heissen, in der Zeit „weder vollkommen“ aufzugehen „noch sich ihren Erfordernissen anzupassen“? Der mit Berufung auf Nietzsches *Unzeitgemässe Betrachtungen* bemühte Topos einer ‚schlechten‘, weil ‚zeitgemässen‘ Zeitgenossenschaft versucht von einem letztlich recht simpel gedachten Pathos der Distanz zu profitieren. Worin bestünde denn das ‚schlechte‘ Zeitgemässe wirklich? Und ist nicht der *Anspruch* auf Unzeitgemässheit schon längst zur Attitüde verkommen und somit selbst gähnend zeitgemäss geworden? Agamben versucht sich in der Folge noch an einer weiteren Bestimmung gegenwartsoffener Zeitgenossenschaft: „Zeitgenössisch ist derjenige, der seinen Blick fest auf seine Zeit richtet, um nicht deren Glanz, sondern deren Finsternis wahrzunehmen“.<sup>30</sup> Und weiter:

<sup>27</sup> Giorgio AGAMBEN, „Was ist Zeitgenossenschaft?“ (Einleitungsvorlesung zum Kurs in theoretischer Philosophie 2006–2007 an der Università Iuav in Venedig), *Nacktheiten*, übers. Andreas Hiepmo, Frankfurt am Main: Fischer, 2010, 21–36, 22.

<sup>28</sup> Agamben, „Was ist Zeitgenossenschaft?“, 21.

<sup>29</sup> Agamben, „Was ist Zeitgenossenschaft?“, 21.

<sup>30</sup> Agamben, „Was ist Zeitgenossenschaft?“, 26.

Zeitgenosse ist, wer die Dunkelheit seiner Zeit als etwas wahrnimmt, das ihn angeht, nicht aufhört, ihn anzusprechen, etwas, das sich mehr als jedes Licht unmittelbar und ausschließlich an ihn richtet. Zeitgenosse ist derjenige, dem die Strahlen der Finsternis seiner Zeit frontal ins Gesicht fallen.<sup>31</sup>

Es ist hier nicht der Ort, die offensichtlichen Spuren Walter Benjamins in diesen – ihrerseits recht dunklen – Sätzen zu rekonstruieren. Folgt man dem hier vorgeschlagenen Gedankengang entlang der Zitate von Hölderlin, Hegel und Celan, so liegt der entscheidende Hinweis in dem von Agamben mehr berührten als explizierten Umstand, dass gegenwartsoffene Zeitgenossenschaft darin ihren Anfang nehmen muss, dass einen etwas „angeht“, dass es darum geht, zu einer Erfahrung von Gegenwart zu gelangen, in der diese einen „anzusprechen“ in der Lage ist. Mit anderen Worten: Zeitgenossenschaft gibt es nicht ohne Passion für die Gegenwart. Nur in der Passion für die Gegenwart, die den eigenen Horizont durchkreuzt, als derartige Transgression aber registriert wird, ist eine gegenwartsoffene, zugleich aber eine zukunfts-offene (weil in der Gegenwart nicht zu haltende) Zeitgenossenschaft möglich.

Sandro Zanetti, Leiter des Seminars für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft der Universität Zürich (Assistenzprofessur), arbeitet zur Zeit an einer Monografie über das ‚unbeschriebene Blatt‘ (als Material, Motivation, Metapher).

#### Abstract

In Auseinandersetzung mit Zitaten von Hölderlin, Hegel und (vor allem) Celan entwirft der Artikel ein Konzept poetischer Zeitgenossenschaft: Dieses orientiert sich nicht am Primat einer kalendarischen Gleichzeitigkeit, in der sich die Lebensdaten zweier oder mehrerer Individuen überschneiden sollen, sondern an der Zeitlichkeit, die durch Literatur in ihrer Medialität erst geschaffen wird. Nach einer Erörterung der zukunfts-offenen Dimension poetischer Zeitgenossenschaft wird im kritischen Anschluss an einige Bemerkungen von Agamben ein mögliches Konzept gegenwarts-offener poetischer Zeitgenossenschaft skizziert.

31 Agamben, „Was ist Zeitgenossenschaft?“, 27.